Die Propfen.

Von Pierre Luguet.

I.

Nachdem Lardillon sich geräuspert and mit einer genialen Handbewegung sein üppiges Haupthaar aus der Dichterstirn gestrichen hatte, begann er:

„Plötzlich zeigte sich im Türrahmen der falsche Herzog, unheilverkündend, furchteinflößend. Er zückte gegen das, schon vom bloßen Schreck halbtote Opfer den Dolch, der dazu gedient hatte, den alten Scherenschleifer umzubringen, und stieß dreimal zu. Odette de la Roche-Tremblante starb ohne einen Schrei, ohne ein Zucken, selbst ohne einen Blick des Vorwurfs in ihren sanften Augen.

„Endlich!" frohlockte der Mörder mit einem Ausdruck wilder Freude auf seinem entmenschten Gesicht. „Nichts trennt mich mehr von den Millionen der Prinzessin!"

Aber er täuschte sich, der Elende. Die Vorsehung hatte nur gewollt, daß er das Maß seiner Missetaten vollmachen sollte, um ihn später umso grausamer dafür büßen zu lassen.

„Schluß des 125. Kapitels!" verkündete Lardillon, der soeben ein Stück seines laufenden Romans „Die Verbrecherspelunke oder das Martyrium einer Jungfrau" vorgelesen hatte. „Na, Kinder, was sagt Ihr dazu?"

Madame Lardillon sagte nichts. Sie war vollständig verblüfft. Die Leichtigkeit, mit der ihr Gatte — übrigens der beste Mensch von der Welt — im Lauf seiner Romane ganze Hetatomben von Opfern ins bessere Jenseits spedierte, indem er mit der nämlichen Kaltblütigkeit Feuer, Gift und Dolch handhabte, hatte ihr schließlich eine ehrerbietige Scheu eingeflößt. Sie fragte sich im stillen, was Lardillon wohl dabei empfinden mochte, wenn er so alle Morgen vor dem Frühstück, ohne sich im mindesten dadurch den Appetit zu verderben, zehn oder zwölf Anglückliche, die ihm niemals etwas zu Leide getan hatten, zu ihren Vätern versammelte.

Das Dienstmädchen, welches man dieser Vorlesung im engsten Familienkreise beiwohnen ließ, das man sogar dazu einlud ((wollte Molière nicht auch die Meinung seiner Magd über seine Werke hören?), das Dienstmädchen machte Augen so groß wie Suppenteller und öffnete den Mund gleich einem Tunneleingang, aus dem von Zeit zu Zeit kurze Ausrufe der Bewunderung, des Entzückens erklangen.

„Oh! Wie schön! Nein wirklich, wie schön!...."

Fräulein Sidonie — so hieß die Küchenfee — kannte den Anfang des Romans nicht, da sie erst beim Beginn des 75. Kapitels diesen Dienst angetreten hatte, aber sie war nichtsdestoweniger begeistert, bebte bei jeder neuen Metzelei und weinte bitterlich, wenn die Waise, die tugenhafte Heldin der Geschichte, allzu grausam verfolgt wurde, was der Aermsten fast alle Tage passierte. Lardillon hätte diese außergewöhnliche Dienerin, die in einer einzigen Person mehr Begeisterung verkörperte, als ein großes Publikum es hätte tun können, um nichts in der Welt entlassen mögen.

Er wollte gerade in der Lektüre fortfahren, als die Korridorglocke ertönte.

„Der Briefträger, Herr!" meldete Sidonie, die geöffnet hatte, und überreichte dem Dichter ein Schreiben.

„Ah! Ah! Vom „Beobachter des 35. Arrondissements"! Wollen doch mal sehen, was der gute Duplaquet von uns will, Hühnchen."

Duplaquet war der Verleger des „Beobachters des 35. Arrondissements", in dem augenblicklich „Die Verbrecherspelunke oder das Martyrium einer Jungfrau" in täglichen Fortsetzungen erschien.

Der gute Duplaquet wollte folgendes:

„Hören Sie mal, mein Lieber, es ist ja sehr hübsch, aber man muß so was doch nicht zu oft machen. Auf meinem Schreibtisch liegen fünfzig Briefe von Abonnenten, die dagegen protestieren, daß Sie vor drei Tagen einen alten Schäfer, der bereits am Anfang Ihres Dingsda mit Tod abgegangen ist, zum zweiten Male haben erdolchen lassen.

Zum Teufel, Lardillon! Etwas mehr Gedächtnis oder wir werden uns genötigt sehen, Ihre Jungfrau von der Bildfläche verschwinden zu lassen, bevor sie ihre sämtlichen Feinde der irdischen Gerechtigkeit überantwortet hat.

Ihr ergebener Duplaquet."

Zum besseren Verständnis dieses Briefes müssen wir bemerken, daß der Verleger des „Beobachters des 35. Arrondissements" von seinen Feuilletonautoren nicht die jedesmalige Beibringung des vollständig fertigen Romans verlangte, sondern sich mit einer genauen Inhaltsangabe begnügte, um über Annahme oder Nichtannahme zu entscheiden, worauf er den Herren Autoren gestattete, Tag für Tag die zur Herstellung der Zeitung notwendige Zeilenzahl zu liefern. Er tat dies um so eher, wenn es sich um Autoren handelte, die bereits gezeigt hatten, was sie konnten. Und Lardillon hatte schon lange gezeigt, was er konnte.

„Was ist das für ein Blödsinn!" rief tiefgekränkt der Autor, nachdem er den Brief gelesen hatte. „Reich' mir doch mal die Kollektion der „Verbrecherspelunke" „Hühnchen!"

Madame Lardillon schleppte die Kollektion der „Verbrecherspelunke" herbei, die schon etliche Kilogramm Papier repräsentierte.

Was der Verleger geschrieben hatte, war bedauernswerte, unglückselige Wahrheit. Der fragliche Schäfer war im dritten Kapitel durch einen als peruanischer Edelmann verkleideten Banditen gemeuchelt worden. Lardillon hatte diesen Mord vollständig vergessen. (Er war zu entschuldigen, da er deren täglich ein Dutzend lieferte.) Er hatte den gemeuchelten Schäfer wieder in die Handlung eingeführt und ihm vor drei Tagen fünf oder sechs wohlgezielte Dolchstöße appliziert, die der arme Teufel nach seinem im dritten Kapitel erfolgten Tode absolut nicht mehr brauchte.

Der Schriftsteller erblaßte.

Sollte es mit mir bergab gehen? überlegte er.

Er hütete sich, seine Zweifel laut werden zu lassen, aber er blieb den ganzen Tag düster und verstimmt.

II.

Am folgenden Morgen erhob er sich früher als sonst und schloß sich in seinem Laboratorium ein, in dem er seine ungezählten Verbrechen verübte, ausgerüstet mit zwei Pappschachteln von ziemlich beträchtlichen Dimensionen, mit der Kollektion der „Verbrecherspelunke" und einem Sack neuer Pfropfen.

Wozu die Pfropfen? Der neugierige Leser soll es alsbald erfahren.

Lardillon hatte befohlen, ihn unter keinen Umständen zu stören.

„Diese Halunken," murmelte er ingrimmig, „dürfen nicht wieder aufleben! Mein ganzer Ruhm steht auf dem Spiele!"

Auf die eine Pappschachtel schrieb er mit großen Buchstaben „Lebende", auf die andere — „Tote". Dann nahm er die Kollektion der „Verbrecherspelunke" zur Hand und begann sein Opus von der ersten Zeile an durchzustudieren mit der festen Absicht, diese Lektüre bis zum letzterschienenen Feuilleton fortzusetzen.

Jedesmal wenn eine neue Person auftrat, schrieb er ihren Namen auf einen Pfropfen und warf ihn in die Schachtel der „Lebenden" zu seiner Rechten. Und jedesmal wenn diese Person definitiv tot war, suchte er sie aus dieser Schachtel heraus und überführte sie in die Schachtel der „Toten" zu seiner Linken.

Und da die „Verbrecherspelunke" schon 125 Kapitel zählte, und jedes Kapitel mindestens zehn bis zwölf Personen in die Ewigkeit spedierte, war diese Arbeit keine Kleinigkeit. Lardillon brauchte drei Tage dazu. Sie brachte ihm mancherlei Ueberraschungen. Ganze Regimenter von Leuten marschierten da vor seinem Geiste auf, deren Existenz er gar nicht mehr ahnte, um bald nachher mittels eines Degenstoßes oder durch Gift oder durch eine Revolverkugel zu verschwinden.

„Wer mag wohl dieser Kauz sein?" murmelte der Schriftsteller jedesmal, wenn ein seit Monaten vergessener Held auftauchte, der einige Stunden am Himmel der „Verbrecherspelunke" geglänzt hatte, und von dem man nie mehr hatte sprechen hören. „Was will diese alte Vogelscheuche hier?" brummte er wieder bei dem Erscheinen einer längst vergessenen reichen Witwe. „Der Teufel soll mich holen, wenn ich mich jetzt noch daran erinnere, wie sie in meinen Roman gekommen ist!"

Drei Tage später war alles fertig, und Lardillon, durch seine beiden Schachteln vor unzeitigen Auferstehungen geschützt, bekam seine schöne Seelenruhe wieder.

Zwei Wochen vergingen ohne jeden Zwischenfall.

III.

Und wir wohnen einer zweiten Vorlesung im engsten Familienkreise bei.

„Roger," liest Lardillon, „plauderte leise mit Madeleine, als die Gräfin de la Brèche am Arm des Marquis de Quinfiens ins Zimmer trat...."

„Was ist das?" rief Madame Lardillon. „Was erzählst Du da?"

„Was fällt Dir ein?" fragte der Schriftsteller, den man nicht so ungeniert unterbrechen durfte.

„Aber Unglücklicher! Du sprichst von Roger, von Madeleine, von Madame de la Brèche und vom Marquis de Quinfiens!"

„Nun und....?"

„Nun und — alle vier sind ja längst tot! Du hast sie vor mehr als zwei Monaten ermordet. Du mußt es doch wissen!"

„Was faselst Du da?"

Lardillon stürzte sich auf die Schachtel der „Lebenden". Sidonie zappelte auf ihrem Stuhl hin und her und schien sich nicht recht wohl zu fühlen. Der Schriftsteller durchstöberte hastig die Schachtel.

„Da ist Quinfiens lebend!" rief er. „Da ist diese alte de la Brèche lebend! Da Madeleine und Roger lebend! Was erzählst Du mir also?"

„Ja, mein Lieber," verteidigte sich Madame Lardillon schüchtern, „ich weiß nicht .... Vielleicht ist der Inhalt Deiner beiden Schachteln durcheinandergeworfen worden? Soviel steht jedenfalls fest: diese vier Personen sind lange tot!"

Lardillon bekam beinahe einen Schlaganfall.

„Hierher, Sidonie!" würgte er. „Sie haben die Schachteln berührt!!"

„Ich habe sie nicht angerührt, Herr!" antwortete, in Tränen zerfließend, das Mädchen. „Aber vor drei Tagen, als ich den Schreibtisch abstäubte, habe ich sie auf die Erde geworfen und...."

„Und Sie haben die Pfropfen wieder zurückgetan, gleichviel wie?.... Aus meinen Augen! Hinaus, Unglückliche, oder ich ermorde Dich!"

Sidonie verschwand.

„Ich bin verloren, Hühnchen!" sagte Lardillon mit erloschener Stimme, indem er sich in einen Sessel fallen ließ. „Ich habe Quinfiens de la Brèche und die anderen beiden nicht erst heute wieder auferstehen lassen, sondern schon vorgestern. Seit zwei Tagen druckt man sie wieder!"

IV.

Und die Katastrophe erfolgte in Gestalt eines neuen Briefes von Duplaquet:

„Mein Herr!

Sie werden ersucht, der „Verbrecherspelunke" noch heute ein Ende zu machen. Wir können bei unseren Mitarbeitern derartige Gedächtnisdefekte nicht gestatten.

Duplaquet."

Schon in der nächsten Nummer des „Beobachters des 35. Arrondissements" wurde das Laster bestraft, die Tugend belohnt und die „Verbrecherspelunke" polizeilich geschlossen.

Lardillon hat sich nie darüber trösten können.

Ich bin nervös.

Stoßseufzer eines Lebejünglings.

Ich bin nervös! Wenn andre Leute schwatzen,
Dreht sich in mir gleich alles um und um;
Hör ich Musik, dann könnt' ich einfach platzen;
Das Weib, — es wirkt auf mich wie Opium.
Ich wär' schon längst aus dieser Welt entschwunden,
Fänd ich den Selbstmord nicht so — ungraziös.
So bin an's Leben leider ich gebunden:
Ich bin nervös, — ich bin enorm nervös!

Schon die Familie bringt mich in Extase,
Ich kann die Menschen einmal nicht verdau'n:
Der Onkel hüstelt laut und schneuzt sie Nase...;
Ich könnt' dem alten Herrn eins runter hau'n!
Die Tante singt, die Schwester schlägt die Saiten
Stets mit Pedal, — ich find es skandalös...!
Und selbst der Teckel knabbert Sofaquasten!
Ich bin nervös, — ich bin enorm nervös!

Ich bin nervös! — In dieses Weltgewimmel
Paß ich mit meinen Nerven nicht hinein.
Ja, frag ich mich, wird es denn einst im Himmel
Nicht auch wie hier so unerträglich sein?
Das Engelsinger, — das Posaunenblasen, — —
Und wär' die Sache noch so bravourös! — —
Ich werde sicherlich dort oben selbst noch rasen!
Ich bin nervös, — ich bin enorm nervös!

Frauenlogik.

Es gibt eine Gattung von Frauen,
Die versteht man sofort ganz genau,
Drum nennt sich auch jede von ihnen
Eine „unverstandene Frau!"

— Ein Zyniker. Sie: „Ach, gehen Sie, Doktor, die Männer sind sich alle gleich."

Er: „Wie haben Sie denn das herausgefunden?"

— Abgeschlagen. In einem Konzertlokal produziert sich ein exzentrischer Dirigent, ein sogenannter Musiktänzer. Eine Frau im Publikum will ihrem schon etwas behäbigen Gatten den Stachel der Eifersucht in die kühle Brust versenken und bemerkt: „Sieh doch, diese Beweglichkeit! Ob er wohl verheiratet ist?"

„Keine Spur" entgegnet gleichgiltig der Mann, „würde er denn sonst tanzen?"

— Die junge Hausfrau. Köchin: „Wenn die Eier frisch bleiben sollen, müssen sie an einen kühlen Ort gelegt werden".

Frau: „Wie kringen wir das aber den Hühnern bei?"

— Backfische. „Nun, Elly, hast Du einen Liebesbriefsteller bekommen?"

„Ach, denke Dir, Lotte: Referendar Illgen war gerade im Laden, und da habe ich ein Kochbuch gekauft".

— Kleine Konfusion. Lehrerin: „Was verdanken wir hauptsächlich der Kuh?"

Schülerin (Tochter eines Arztes): „Die Tuberkulose".

Abulala und seine Flöte.

Skizze von El-Correl.

Die Sonne brannte und sengte. Sie versetzte die Erde mit allem, was darauf war, in einen solchen Zustand glühender Trockenheit, daß man fürchten konnte, alles werde bald zu Asche zusammenfallen. Dicker weißer Staub häufte sich überall. Und an den dick bestaubten, unnahbaren, bewehrten, mannshohen Kaktusgebilden welkten bereits die ermatteten goldgelben Blüten. Frischer leuchteten die Pelargonien — diese purpurroten oder zärtlich rosaroten Pelargonien, die da und dort die Stakete und die Mauern der kleinen weißen Häuschen an der Straße umwucherten. Duftlos, nur Farbe, überschütteten die Blüten die zu erstaunlicher Höhe gediehenen Pflanzen, und ihr lohendes Rot leuchtete wunderbar durch die sengende Glut, durch den Staub, durch die Stille...

Ein paar Dromedae, grau, staubbedeckt, den Geruch ihrer glühend durchsonnten Wolle verbreitend, schwankten vorüber. Andere ruhten bereits erschöpft im Schatten einer Mauer, und die schweigenden Beduinen ruhten wiederum im Schatten ihrer Tiere.

Die Pferde troffen vor Schweiß. Und dennoch war die Uebung noch nicht zu Ende. Ueber die schlecht gepflegte Reitbahn von der bestaubten Kattusheke umschlossen, sausten die kleinen, muskulösen Araberpferdchen mit der antik geschorenen Bürstenmähne. Die blutroten Hosen der Chasseurs d'Afrique wirkten dunkel in dem blendenden Glast der Sonne.

Die Gesichter der Reiter waren fast alle bleich, mit einem Zug des Leidens, mit jenem Ausdruck gesteigerter Spannung, die dereits Qual ist, nahe dem jähen Kräftezusammenbruch. Mit vorquellenden Augen, eingesunkenen Wangen, ausgedörrten Lippen, keuchend, hingen die Zuaven über ihren dampfenden Tieren. Die schmalen, ausgemergelten Turkos jagten kreisrund herum, stieren, hippokratischen Gesichts... Bis endlich die zehnte Morgenstunde erfüllt war. Da traten die Offiziere aufschnaubend zusammen, und die Mannschaft konnte wegreiten. Eine Staubwolke verschluckte sie.

Anatole, der jüngste der Jägeroffiziere, trat auf die Straße hinaus und schaute der Staubwolke nach. Dann sah er in entgegengesetzter Richtung die Straße hinunter. Und plötzlich huschte ein Lächeln über sein ungemein blasses, aschfarbenes, erschöpftes Gesicht — ein Lächel jener flüchtigen, müden Art, wie es über das Antlitz desjenigen gleitet, der nach schwerer Strapaze einschlummert und vom ersten angenehmen Traumbild erquickt wird... Die Sonnenbrille vor den Augen, lächelte er so wie im Schlaf der Ferne zu, die weiß im Wüstenlande glühte.

Träumend, unbewußt, lethargisch dachte er an Ninas Hut... Immer dachte er an Ninas Hut, dort hinten in den Katakomben... Daß war ein Spaß — parbleu! Sie hatte geweint. Aber es sah so drollig aus, wie hinter dem Gitter neben ein paar modernden, von bebrillten Touristen sinnlos bestaunten Türkenknochen der modische Damenhut seine vergängliche Pracht zeigte. Seit einem Jahr moderte nun auch der Hut dort! Und Nina? Die kleine törichte Italienerin? Die moderte auch schon! Sie hatte Gift getrunken, weil man ihr scherzweise mehr geraubt hatte als nur ihren Hut... Ihr Vater hatte sie mit Ansichtskarten und Ambraketten und schnitt in des Kaffees Silhouetten.

Spaß — Spaß — spaßig ...

Anatole schlief im Stehen wie ein Pferd. Ein leichter Peitschenknall weckte ihn. Aha — sein kleiner Wagen, richtig, den erwartete er ja wohl hier. Er stieg auf, fiel in die Ecke des Polsters und schlief weiter, träumte weiter von Ninas Hut und Ninas spaßigem Vater — bis wieder etwas zu seinem schlafbetäubten Gehör drang, das ihn erweckte —: ein zartes, kindliches, sanftes Flötengedudel...

Tudeltitudel — dudelduh... Tudeltitudel — dudeldütü...

„Ahe — Abulala"...

Anatole riß die Schutzbrille herunter, die wie eine Automobilbrille die Augen auch seitlich schützte.

Richtig — da saß er wieder, der Zwerg. Auf einem Prellstein am Wege im Schatten eines breitästigen Pfefferbaums, saß er und blies seine Flöte. Die großen arabischen Pantoffeln guckten unter dem lehmfarbenen, zottigen Burnus hervor. Ueber dem schmutzigen Turban trug er noch wie ein altes Weib ein Leinentuch geknotet, und daraus schaute undurchdringlich ernst, lehmfarben und graubärtig das große, wohlgebildete, sanfte Beduinengesicht mit den fanatisch leuchtenden Augen. Der Körper in dem Burnus war klein wie der eines siebenjährigen Kindes. Die kleinen Hände — behaart, dunkelbraun, mit hellen, kurzen, mittelst Henna rotgelb gefärbten Nägeln — hielten graziös die Holzflöte. Und in Intervallen, in unbestimmten Zeitabschnitten und doch zweckmäßig und unbeirrbar kamen die sanften, kindlichen Töne.

Tudeltitudel — dudelduh... Tudeltitudel — dudeldütü...

Ein hübscher Araberjunge, barfuß, in schmutzigem weißen Leinenkittel, den Fes auf dem Hinterkopfe, war bei Abulala und sammelte mit seiner schmalen, nußbraunen Hand die Almosen ein.

Abulala hatte oft gute Einnahmen und galt bereits für reich. Seine Ohrringe waren von gediegenem Golde.

Anfangs hatte auch Anatole immer eine kupferne oder silberne Münze aus seinem Wagen geworfen, sobald er an dem komischen Alten vorbeifuhr. Ihm machte das feierliche Gesicht, das zeremoniöse, unnahbare und sanftmütige Gebaren des kleinen Kerls Spaß. Ihm erschien es überaus grotesk, mit welcher selbstbewußten Würde, und mit welcher unerschütterlichen Einfalt dieses unwissende Geschöpf seine fünf Flötentöne kapitalisierte... Der Zwerg betrachtete es offenbar als eine ehrenvolle und lohnenswerte Tat, diese Art von Musik zu machen... Mit amtsmäßiger Pünktlichkeit stellte er sich an seinem Platze ein und duldete — ernsthaft, feierlich und würdevoll. Und niemals nickte er für eine Gabe seinen Dank. Das überließ er dem Jungen. Der lachte mit leuchtenden Augen und blitzendem Gebiß, besonders die Damen an, und sagte auf deutsch: „Danksche Freilen!"

Heute warf Anatole kein Geldstück heraus. Er ärgerte sich plötzlich über Abulala. Wozu saß der dort? Wozu dudelte er mit seiner albernen Flöte? Wozu grinste der Junge die Leute an, die hier umherschlenderten und ihre Neugierde spazieren trugen? Da kam schon wieder so eine „Karawane"! Vermutlich wieder Deutsche. Natürlich! So dick waren nur die Deutschen. Dazu Sporthemden und Sonnenbrillen, Bierbäuche und jenes breite, behäbige Lachen, das zu blonden Vollbärten und genagelten Schuhen paßt.

Anatole wendete das hoffärtige Gesicht ab, schloß die Augen und fuhr wie schlafend an Abulala und an dem Zuge der Fremden vorüber, die auf der Straße von Tunis daherkamen. Er haßte dieses blonde Volk — haßte es brennend. Und er haßte auch Abulala und seine Flöte.

Er war jedoch noch nicht weit gefahren, da änderte er seinen Sinn. Er befahl dem Kutscher, umzukehren. Ein hohnvolles Lächeln schärfte jetzt Anatoles Züge. Unternehmungslustig bewegte er mit einem kleinen Papierfächer die Luft vor seinem Gesichte.

Abulala saß noch auf seinem Steine im Schatten des Pfefferbaums. Seine safrangelben Pantoffeln leuchteten wie die Blüten des Feigenkaktus. Sein stilles Antlitz verschwand fast unter Turban und Tuch. — Der Araberjunge hockte vor ihm am Boden und rauchte eine Zigarette, während seine schlanke Linke in Ermangelung von Würfeln mit kleinen Steinen spielte.

Anatole ließ den Wagen halten und sprang heraus. Er stützte die rechte Hand, die die Reitpeitsche hielt, herausfordernd in die Seite und betrachtete eine kleine Weile schiefgehaltenen Hauptes den Zwerg, der mit der unerschütterbaren Ruhe eines Götzenbildes reglos auf seinem Platze verharrte. Der Junge indessen zog die Knie hoch und lachte pfiffig zu dem Offizier auf, der offenbar einen lustigen Streich vorhatte. Anatoles Miene verfinsterte sich jedoch allmählich. Er schob die feinen, schwarzen Brauen zusammen, zog sie dann hoch bis unter den Käppirand und preßte seine bleichen, fast grauen Lippen boshaft zusammen, bis er jäh hervorstieß, und zwar auf arabisch, denn er war ja auf dem „schwarzen" Erdteil geboren und beherrschte die Dialekte: „He, was tust Du hier, Du Bettler?"

Abulala blickte mit seinen großen ruhigen Augen fromm auf. „Der Herr weiß es!" antwortete er furchtlos.

„Du Narr!" schalt Anatole. „Sitzt Du hier, um Dich von den europäischen Leuten auslachen zu lassen? Sofort scherst Du Dich in Deine Höhle und läßt Dich nie mehr hier sehen!... Gib mir Deine Flöte!... Du treibst Unfug hier!"

Kein Zug des stillen Beduinengesichts veränderte sich. Mit einer Sanftmut, die wie Religiosität wirkte, erwiderte der Zwerg: „Der Herr wird mir meine Flöte nicht nehmen!"

„Du wirst sie mir geben!" herrschte Anatole und trat drohend näher.

Abulala aber entgegnete: „Ich diene mit meiner Musik Allah... Denn es gibt keinen Gott außer ihm!"

Damit rutschte der Kleine von seinem hohen Steinsitz herab, schob seine Flöte in die lederne Fransentasche, die er unter seinem Burnus trug, ergriff mit gebieterischer Geste die Hand seines Führers und watschelte hurtig, ohne einen Moment zu säumen, in der Richtung nach den Katakomben davon.

Anatole schickte ihm ein helles Gelächter nach.

„Gott ist groß!" schrie er höhnend hinter dem Zwerge her. „Er wird Dir Deine schöne Musik lohnen!"

Lachend warf er sich in seinen Wagen und ließ ungeachtet der maßlosen Hitze Galopp fahren. Er lachte noch wie betrunken, als schon die Palmen der inneren neuen Stadt ihren von Rosenduft leicht beschwerten Schatten über ihn breiteten.

* * *

Andern Tages saß Abuala nicht auf seinem Steine. Und so oft auch Anatole Umschau hielt, er sah nirgends den Zwerg. Gleichwohl setzte es sich Anatole in den Kopf, dem Kleinen die Flöte wegzunehmen und sei es mit Gewalt. Wenn er rauchend auf seiner türkischen Ottomane lag und durch die Gitter des maurischen Balkons über die Gärten und weißen Dächer hinblickte, dachte sich Anatole die Sache äußerst romantisch und abenteuerlich aus. Denn Anatole Bouchet war romantisch und abenteuerlich veranlagt. In seine vergoldete Wiege hatte ja auch der Wüstenwind hineingeblasen. Seiner Kinderhand war schon Maß gegeben über Unterdrückte und sklavisch Untergebene. So wurde er ein Ausbund von Zügellosigkeit und Hoffart. Jetzt — mit seinen 25 Jahren — litt er freilich bereits unter der Erschlaffung seiner Nerven. Das machte wohl das Klima und der Absinth. Und das Opium, dem man allmählich verfiel... Ordentliche, kräftige, tollkühne Streiche brachte er gar nicht mehr zustande. Er verlor sich in Träumen und geheimnisvollen Phantasiespielen und amüsierte sich und seine Freunde mit absurden Ideen. Jetzt warteten alle darauf, daß er — wie er ihnen verheißen hatte — Abulalas Flöte erbeuten werde. Daß die Flöte nicht mit Geld zu verkaufen war, unterlag ja keinem Zweifel. Der Zwerg sah in seinem Instrumente offenbar etwas, was nicht für Geld feil war. Der tat ja mit seiner „Musik" einen Gottesdienst... und das war das Komische und Anreizende der Sache...

Darin lag etwas, was Anatole nur erst fühlte und noch nicht ganz klar wußte. Er empfand eine Herausforderung. Sein Haß regte sich und wuchs an dem Geheimnis, das er vorerst nur ahnte. Er erkannte mehr und mehr in Abulala und seiner Flöte einen Feind, eine Gefahr..

Und als Abulala andauernd unsichtbar blieb, machte sich Anatole auf, ihn zu suchen...

Die maurische Altstadt kannte er ja wie seine Tasche. In der Tracht eines galanten Arabers, eine Nelke hinterm Ohr, war er hier oft auf Abenteuer ausgegangen. Kein Winkel war ihm fremd. Der alte Hassan, der Buchhändler, war sein Freund. Ebenso der pfiffige Gewürzkrämer Ibn Haleb. Aber beide konnten, ihm, als er sie jetzt aufsuchte, nicht sagen, wo der Zwerg Abulala wohne. Ben Hassan beteuerte seine Unwissenheit nur mit einer entschiedenen Bewegung seines weißbärtigen Turbanhauptes, Er saß inmitten seiner offenen Bücherbude mit gekreuzten Beinen, die Pantoffeln vor sich, auf seinem kostbaren türkischen Teppich und las gesammelten Gemüts im Koran. Nicht wie sonst lud er Anatole ein, bei ihm Platz zu nehmen und von dem beständig vorhandenen Mokka zuzulangen.

Ibn Haleb aber überstürzte seine Worte, mit denen er versicherte, einen Zwerg Abulala überhaupt nicht zu kennen. Eifrig wog er Zimt und Henna ab für die Frauen, die — das Antlitz mit einer engen schwarzen Gaze verschleiert — eingehüllt in eine Art Badetuch, barfuß oder in geflochtenen Schuhen über den Kot der Gassen stiegen.

Anatole ging weiter. Er hatte das bestimmte Gefühl, daß man ihm mit Absicht Abulalas Wohnung verschwieg, ja, er vermutete, daß man seine Angelegenheit mit dem Zwerge bereits kenne und in den Kaffeestuben und in den Höfen der Moscheen bespreche.. Dieser Gedanke bezwang Anatole derartig, daß er anfing, herumzuhorchen. Er setzte sich zu den Dominospielern in einer kleinen Kaffeestube, dann schlenderte er durch die Souks — die Basargewölbe, — wo Marokkaner, Beduinen und Sudanneger herumlungerten. Er ließ sich mit dem Bäcker, der frische Oeltuchen ausrief, in ein Gespräch ein — aber sobald er Abulala erwähnte, flog es wie ein Schatten über die Gesichter, die bisher gleichgültig und respektvoll waren. Niemand wollte den Zwerg kennen, geschweige denn seine Wohnung wissen.

Und da kam es Anatole an, daß er plötzlich eine Art Furcht empfand und nicht wagte, weiter in das Gassenlabyrinth mit den fensterlosen Mauern und engen, weißgekalkten Gewölbegängen zu dringen... In der schnellen Gangart des Eingeborenen eilte er nach Hause — und als er sein luxuriöses, orientalisch ausstaffiertes Heim erreicht hatte, war er davon überzeugt, einer ernsten Gefahr entronnen zu sein... Etwas Bedrohliches war über ihm gewesen... Sonst hatte er sich stets als Herr und Eroberer gefühlt, heute aber standen die fremden Rassen und deren unergründliche Geheimnisse feindselig wider ihn auf und beunruhigten ihn mit ihrem tiefen, einheitlichen Schweigen.

Weshalb hatte er nicht die Hand der Fatime getauft, den ein Händler ihm anbot? Dieses kleine Schmuckstück aus Silberfiligran war ein schützender Talisman, denn Fatime, die Tochter Mohammeds, galt den Arabern wie eine Art Schutzheilige. Warum wies er das Ding so hochmütig zurück? Was hatte der Händler geraunt? „Du wandelst einen gefährlichen Weg, Freund!" sagte er. „Versieh Dich hier mit diesem Schutze." —

Anatole legte gedankenverloren seinen blauseidenen Mantel und die arabischen silbernen Fingerringe ab. Das rote Fes behielt er eine Weile zwecklos in der Hand und schwenkte es an der langen Quaste hin und her. Plötzlich aber lachte er laut und schleuderte das Fes in einen Winkel. Er zündete sich eine Zigarette an und warf sich in seinen weißen gewebten Unterkleidern und den roten Saffianpantoffeln auf seine Ottomane und schlief ein.

Er schlief fest, traumlos und ohne sich zu regen. Die Stunde des Sonnenuntergangs kam, und von den Minaretts der Moscheen ertönten die Stimmen der Gebetsrufer. „Kommt zum Gebet, kommt zum Heil... Gott ist groß..."

Plötzlich aber erwachte Anatole von einem Lärm dicht vor seiner Türe. Lachen und Fluchen tobte draußen. Der Vorhang wurde beiseite gerissen, und in den halbhellen Raum stolperten eine Anzahl Menschen.

Anatole erkannte seine Freunde: Charles und Etienne und Henri, Etienne in englischem Zivil, die anderen in Uniform. Und mit sich zerrten sie eine kleine graue Gestalt mit Turban und großen gelben Watschelfüßen — Abulala...

„Wir bringen ihn Dir, samt seiner Flöte!" rief Charles und manchen hörte seiner Stimme an, daß er betrunken war. „Am Eingang der kleinen, blauen Moschee haben wir das Monstrum gefunden und kraft unserer Befugnisse — hahaha — arretiert... Hier ist der Knirps. Die Flöte hat er in der Tasche!"

Ein ungeheures Lachen folgte. Alle drei Offiziere warfen sich auf bequeme Sitzgelegenheiten und taten ihrer guten Laune keinerlei Zwang an. Anatole aber saß in Unterhosen auf seiner Ottomane und starrte den kleinen, graubärtigen Beduinen an, der schutzlos vor den Trunkenen stand. Mit seinen frommen Augen blickte er ernst und ohne Bangen vor sich hin und kreuzte in der Art einer duldenden, alten Frau die kleinen, mit Henna gefärbten Hände über dem zottigen Burnus. Er sprach kein Wort, berief sich nicht auf den behördlichen Schutz, der ihm zustand. Reglos stand er auf dem bunten Teppich und ertrug den Hohn der „Sieger"...

Endlich fragte Anatole: „Willst Du mir Deine Flöte schenken, Abulala?"

Der Zwerg regte sich nicht. Er lenkte nur langsam seinen Blick auf den Fragenden. Anatole wiederholte seine Frage. Da antwortete Abulala: „Ich diene mit meiner Musik Allah. ... Denn es gibt keinen Gott außer ihm!"

Die drei Trunkenen prusteten los. Charles pochte mit der Reitpeitsche auf seine roten Hosen und schrie: „Er soll spielen! Er soll seinen Allah preisen!"

„Tanzen soll er!" schrie Henri. „Einen Bauchtanz wie die braune Lilie... Zieht ihm die Lumpen aus!"

Anatole aber machte eine Gebärde nach der Türe. „Laßt ihn gehen! Geh, Abulala! Nimm aber erst das!" Und er warf seine Geldbörse vor die Füße des Zwerges.

Der aber sah Anatole unverwandt an, lange, fanatisch leuchtenden Blickes, feierlich, wissend und weissagend. Und langsam sprach er die Worte: „Der Herr soll meiner nicht spotten! Und soll Allah nicht versuchen! Der Herr wird vor seinem Richter stehen, ehe er's denkt!" Damit drehte sich der Kleine um und watschelte hinaus... Die Börse ließ er liegen.

Nur Charles lachte unbändig. Anatole aber bat die Freunde, ihn allein zu lassen. Und als er allein war, sah er eine Weile sinnend hin über die weißen Mauern und Kuppeln der einschlafenden Stadt. Rosenduft stieg zu ihm auf und der feine Rauch brennenden Ambras. Und wieder kam die dunkle Ahnung über ihn. In der Stille lag die große Bedrohung des „Siegers".

Er trat vom Balkon zurück, warf sich auf die Ottomane und nahm die Opiumpfeife. Mochte kommen, was da wollte...

Drei Tage später stürzte Anatole Bouchet vom Pferde. Ein Hitzschlag hatte ihn angeblich getroffen. Wenige Stunden darauf war er tot.

Abulala aber saß auf dem Stein unterm Pfefferbaum und pries Allah, der nicht mehr lange säumen würde, sein Volk zu erlösen...

— Aus der Schule. Lehrer: „Was übertrug der König von Aegypten dem Joseph?"

Schüler: „Die Kriegsgetreidegesellschaft."